

Die Klingen des Kaisers

Von Hotepneith

Kapitel 53: Thronfolge

Nach den ersten, entsetzten Aufschreien von Frauen und gewissen Protesten der unbewaffneten Höflinge war es still in der Halle geworden, nicht zuletzt in Anbetracht der gezogenen Waffen der Unbekannten. Jetzt richteten sich die Blicke auf den Kaiser. Dagobert würde schon wissen, wie man mit einer solchen Lage – und seinem Ältesten - verfuhr.

Tatsächlich starrte dieser Markward an, als ob er ihn zum ersten Mal sehen würde. Er hatte immer befürchtet, der Junge sei impulsiv und naiv – jetzt die Bestätigung in Form von Hochverrat vor sich zu sehen, schmerzte den Vater und entsetzte den Kaiser in ihm. Er kam sich seltsam zweigeteilt vor.

Markward blieb in der Hälfte des Weges zwischen dem nun verschlossenen Portal und der kaiserlichen Apsis stehen. Was eigentlich als Schutz für den Hofstaat vor zudringlichen Neugierigen gedacht war, hatte sich nun als Falle entpuppt, dachte er unwillkürlich. Dann jedoch zuckte Schmerz und ein gewisser Zorn in ihm hoch: „Nicht einmal jetzt fragt Ihr mich, was ich will, Vater,“ erklärte er bitter. „Nun, nichts Besonderes. Nur mein Recht. Ernennet mich endlich zu Eurem Thronfolger. Und, da ich mir darüber im Klaren bin, dass das nur ein Wort wäre, lasst mir als Bestätigung die Kaiserkrone überreichen.“

In der Tat, Hochverrat. Damit war er reif für den Henker. Dagobert holte tief Luft, um sich zu beruhigen, jetzt nichts Unüberlegtes zu sagen oder zu tun. Markward hatte die Bewaffneten auf seiner Seite und in den Höflingen und ihren Damen Geiseln. Er selbst hatte nur Michel und Sarifa mit Waffen – aber das würde niemals reichen. So meinte er langsam: „Du hast dir einen schlechten Zeitpunkt für diese Forderung ausgesucht.“ „Findet Ihr?“ Markward schien seine Selbstsicherheit wieder zu gewinnen, als er mit einem Lächeln einige Meter fast wiegenden Schrittes auf seinen Vater zuging, beide Hände nahezu melodramatisch ausgebreitet: „Und Ihr ward einst so eine brillanter Taktiker, wie mir erzählt wurde. Bedauerlich, wenn sich das Alter so bemerkbar macht. - Oder hat es andere Gründe? Kein Onkel Uther mehr da, um Euch im letzten Moment noch einen rettenden Ratschlag einzugeben? Keine helfenden Männer Eurer Leibwachen da? Wenn es Euch interessiert, und, um Euch klar zu machen, dass Ihr keine Wahl habt: der gute Leutnant ist mit fast all seinen Männern vor die Stadt gezogen, um dort eine Horde Angreifer zu beseitigen, die natürlich nicht existieren, oder eher, hier sind. Unnütz zu sagen, dass er nicht so leichtfertig war alle Gardisten mitzunehmen. Die, die noch im Palast waren, dürften allerdings inzwischen alle ein weißes Hemd und ein paar Flügel tragen. Und die Anderen würden Zeit benötigen um herzukommen. Falls sie überhaupt erfahren würden, was hier passiert.“

Das war leider nur zu wahr. Dagobert blickte unwillkürlich nach links. Michel stand

noch immer dort, einen Degen in der Hand, den ursprünglichen Besitzer zu seinen Füßen. Da sich der nicht rührte, würde er das wohl auch nie mehr tun. Immerhin schien noch niemandem das Fehlen eines Mannes aufgefallen zu sein. Dennoch: die Überzahl war enorm. Moment. Als er hereingekommen war, war doch Charibert dort neben der Tür gestanden. Hatte der Stallmeister etwa schnell begriffen und noch rascher reagiert? Dann konnte er selbst hoffen, dass die Leibwachen früher oder später zurückkommen würden. Eher später, denn ehe Charibert sah, was passiert war, jemanden aus der Stadt schickte, Guiskard und seine Männer zurückkamen – unter einer Stunde war es unmöglich. Und eine Stunde konnte sehr lang werden. Also würde nichts helfen außer Zeit zu schinden. Solange Markward annahm, dass er die Oberhand hatte, würde er hoffentlich auch nicht bemerken, dass der Stallmeister verschwunden war. Wobei er in ehrlicher Kenntnis seines Sohnes zugab, dass der vermutlich nicht einmal festgestellt hatte, dass Charibert hier war. Und vor den Toren, Leibwachen hin oder her, befanden sich die Ställe, der Kern des Heeres. Zeit. Alles, was er benötigte, war Zeit. So sagte er langsam: „Das meinte ich nicht. Aber, wie dir bekannt sein sollte, ist die Kaiserin guter Hoffnung. Sie in diesem Zustand so zu erschrecken....“ Er warf unwillkürlich einen Blick auf Anawiga. Sie war bleich, stand jedoch noch immer aufrecht und scheinbar gelassen knapp hinter ihm. Sie war zu klug, um nicht zu wissen, dass die Lage fatal war.

„Nun, es liegt an Euch, verehrter Vater, diese Situation rasch zu bereinigen. Schickt jemanden um die Kaiserkrone. Natürlich in Begleitung meiner Männer, damit er keinen Alarm schlagen kann. Ich unterschätze durchaus nicht, dass Ihr eine gewisse Anhängerschaft habt. Ich will Euch auch nicht vom Thron stoßen. Ich will nur mein Recht als Thronfolger.“

Die Logik der Herrschaft, dachten Dagobert und Michel in seltsamen Gleichklang. Das war etwas, das Markward immer schon fremd war. Hatte er die Kaiserkrone in der Hand – wie lange würde er noch zusehen, zusehen können, dass sein Vater regierte? Das Reich konnte keine zwei Kaiser brauchen, ohne dass es erneut Bürgerkriege gab, Aufstände zugunsten des Einen oder Anderen. Und im Zweifel würde derjenige, der die Krone besaß, auch eher anerkannt.

Markward musterte seinen Vater: „Nun? Wollt Ihr wirklich diese ehrwürdige Halle mit einem Massaker entweihen?“

Würde er in Wahrheit den Befehl dazu geben? Ja, beschloss Dagobert. Seit Jahren war ihm nie mehr so förmlich ein Schwert auf die Brust gesetzt worden. Und das jetzt auch noch von seinem eigenen Sohn! Was sollte, konnte er noch tun, um die Menschen hier und Anawiga zu schützen? Mehr Zeit zu gewinnen war unmöglich, sein Ältester war noch nie ein Ausbund an Geduld gewesen. Seine Gedanken rasten. Es gab nur noch einen Zug – nicht, um zu gewinnen, das war wohl unmöglich, aber um Markward zumindest nicht den Anschein der legalen Thronfolge zu geben. Wenn es hier Überlebende gab und seien es auch Markwards Kämpfer, so sollten sie nie behaupten können, dass er, der Kaiser, seinen Sohn als Nachfolger anerkannt hatte. Es war ein verzweifelter Zug, ja, und er würde weder ihm noch Anawiga das Leben retten, aber es war der Einzige, der ihm geblieben war. „Du verlangst von mir, dass ich einen Thronfolger wähle? Jetzt und sofort? Nun, es sei. Ich, Dagobert, ernenne hiermit zu meinem Nachfolger und von mir in allen Belangen anerkannten Erben meinen Neffen, den Sohn meines verstorbenen Bruders Uther. Michel.“

Der so Angesprochene und Vorgestellte hätte um ein Haar aufgeseufzt. Also hatte er die Blicke des Kaisers zu ihm schon richtig interpretiert. Seine Überlebenschance war soeben gegen Null gesunken. Aber, dachte er dann, was sollte es. Man konnte in

diesen Zeiten kein Edelmann in kaiserlichen Diensten sein, ohne dafür sein Leben zu riskieren. Und was gab es eigentlich Besseres, als dies an der Seite des Kaisers zu tun – und dem lieben Markward zumindest ein wenig die Suppe zu versalzen. Viele Möglichkeiten hatte hier niemand mehr. Aber anscheinend versuchte Dagobert Zeit zu gewinnen. Irgendwann musste Charibert doch zurückkommen, mit seinen Männern oder den Leibwachen. So ging Michel langsam hinüber, um sich formell einen Schritt rechts hinter Dagobert zu stellen, den protokollgerechten Platz des Erben.

Markward zuckte tatsächlich ein wenig zurück, ehe er laut auflachte: „Oh, um ein Haar hätte ich Euch geglaubt. Das wäre immerhin eine Erklärung dafür, warum Ihr diesen seltsamen Vogel am Hofe duldet, ja...äh, für Pavero. Aber wenn Ihr nicht noch seniler geworden seid als ich vermutete, müsste Euch klar sein, dass ein Bastard nie erbberechtigt ist, schon gar nicht nach dem alten Erbrecht der Kernlande.“

„Wie immer redest du ohne dich auszukennen,“ gab Dagobert eisig zurück: „Michel ist das eheliche Kind meines Bruders und Renata de la Montagnes. Die Belege über die Eheschließung liegen in Montagne aber auch hier in der Kanzlei. Für eben solche Fälle.“

Michel war es sehr unangenehm die Tatsachen, die er sein Leben lang geheim halten hatte sollen, jetzt so vor versammeltem Publikum ausgesprochen zu hören. Überdies gefiel ihm der Blick nicht, den ihm seine Partnerin zuwarf. Immerhin hatte er Sarifa gegenüber behauptet unehelicher Geburt zu sein. Kurz, er hatte sie direkt angelogen – und das war kaum etwas, was die Assassine schätzen würde. Wenn sie beide das hier überlebten, wartete auf ihn mit Sicherheit ein mehr als unangenehmes Gespräch. Immerhin konnte er sich als nominierter Thronfolger und zukünftiger Kaiser relativ sicher sein, dass die reizbare junge Dame ihre Dolche bei sich behalten würde. So viel hatte sie doch dazu gelernt.

„In diesem Fall,“ erklärte Markward mit seltsamer Ruhe: „Wird es mir ein ungeheures Vergnügen bereiten, den Tod dieses Idioten vor Euren Augen zu arrangieren. Ich konnte ihn noch nie leiden – und jetzt steht er mir auch noch im Weg. Damit ist dann auch Eure letzte Alternative zu mir weg, nicht wahr? Dankward will ja dämlicherweise nicht Kaiser werden, er hockt da lieber in einer Kleinstadt am Meer.“

Dagobert bemerkte, dass die Bewaffneten beiseite sahen, sichtlich auf einen Befehl warteten. Es war die lange Erfahrung als Heerführer, die ihn in diesen Blicken lesen ließ. Sie wollten eine Anweisung – aber sie sahen nicht zu Markward, sondern auf eine dunkle Gestalt, die an einer Säule lehnte: Konstantin.

Also steckte Konstantin hinter diesem Plan, diesen Meuchelmördern, diesen Attentaten. Konstantin hatte sich hinter Markward gesetzt – und er selbst hatte ihm auch noch dazu verholfen, den Plan in die Tat umzusetzen, indem er die Beiden hier im Palast dauernd beisammen ließ. Der Kaiser atmete tief durch, ehe er die wohl bitterste Entscheidung seines Lebens fällte. Er presste die Hände so fest zusammen, dass sich die Nägel in die Haut bohrten. Er bemerkte dies allerdings erst, als er Finger über seine Rechte streichen spürte. Er sah zu Anawiga. Sie nickte kaum bemerkbar. Wusste sie, was er vorhatte? Dass ihn diese Lösung schreien lassen wollte, aber die fast lebenslange Erfahrung als Herrscher ihn zwang den Vater zu vergessen? Leise sagte er: „Sarifa, gleich, wie das hier ausgeht: weder Markward noch Konstantin dürfen diesen Raum lebend verlassen.“

Die Assassine nickte nur, ehe sie die Beiden musterte, bereits die Entfernung taxierend.

Dagobert wandte sich erneut seinem Ältesten zu. Sarifa würde, wie jeder ihres Volkes,

den einmal angenommenen Auftrag um jeden Preis erfüllen. Und er war ebenso sicher wie sie, dass die Zwei sterben würden, ehe die Assassine selbst zu Boden ging. Ein bitterer Trost, wenn er bedachte, dass auch sein Leben, das Anawigas und Michels momentan nichts mehr wert war.

Markward blickte rasch zu Konstantin, der sich aufgerichtet hatte, ehe er meinte: „Ich fürchte fast immer noch, Vater, Ihr unterliegt einem gewissen Irrtum. Das hier sind wirklich böse Jungs – keine Saufkumpane oder Amateure.“

Versuchte er etwa immer noch nicht den Angriff zu befehlen? Inkonsequent wie eh und je. Der Kaiser presste ein wenig die Lippen zusammen, als er bemerkte, dass der Bischof von Pavero die Hand hob. Und, wie er Konstantin kannte, hatte der immer konsequent gehandelt. Konstantin, der so kluge, scheinbar harmlose Konstantin hatte sie alle getäuscht. Er war der Drahtzieher, den Uther und der Geheimdienst suchten, den Michel und Sarifa immer wieder aufgeschreckt hatten, der hinter den Piratenüberfällen gesteckt hatte. Warum er so viele Spione, Helfer bekommen konnte, war auch klar: er war ein Mitglied der kaiserlichen Familie, und die, die ihm folgten, taten es aus eben dem Grund, warum andere damals seinem Vater gefolgt waren: das alte Recht der Erbteilung, nach dem jeder Sohn den gleichen Anteil erhielt, nicht das jüngere Gesetz, nach dem nur der Älteste erbte, so viel besser dies auch für das Reich und die Güter sein mochte. Nach dieser alten Regelung hätte schon Maxim und dann Konstantin den Anspruch auf die Hälfte des Reiches. Dass er nicht offen ein Heer angeworben, keinen Aufstand geplant hatte, mochte die Leute sogar noch eher dazu bewegt haben, ihm zu helfen. In einer Schlacht wartete leicht der Tod, und davor schreckten doch so einige zurück. Hinzu kam, dass er wohl offiziell immer gesagt hatte, er unterstütze Markwards Anspruch – natürlich nur, dachte Dagobert in jäher Erkenntnis, bis dieser Kaiser wäre, Dankward einen Unfall hätte und Markward dann ebenfalls. Der Plan war eigentlich wirklich nicht ungeschickt – und hatte ihn selbst nun in eine der ärgsten Lagen seines Lebens gebracht.

Konstantin suchte den Blick des Kaisers. Ja, der hatte begriffen. Nicht verwunderlich, er hatte die Schläue und Intelligenz Dagoberts noch nie unterschätzt. Jetzt würde er selbst die Hand fallen lassen, den Befehl zum Angriff geben – auf den Kaiser, die Kaiserin und diesen unerwartet als Neffen deklarierten Montagne. Damit war für Markward und letztlich für ihn der Weg frei. Waren diese Drei tot, sollten die Höflinge leben. Man brauchte schließlich immer Leute, die für einen arbeiteten, und niemand würde sich, schon mangels Alternativen, Markward entgegen stellen. Und der Kaiser wusste es. Er nahm die Hand Anawigas.

Konstantin lächelte. Nach all den Jahren Planung – endlich der Erfolg.

Für einen scheinbar endlosen Moment herrschte angespannte Stille in der Halle. Der Bischof von Pavero ließ die Hand fallen, die Bewaffneten drehten sich um, bis auf diejenigen, die die Ausgänge bewachten – und erstarrten, als ein großer Schatten durch den Raum glitt.

Überrascht und kampfbereit blickten die Männer empor, ebenso Konstantin und Markward. Für einen Augenblick schienen zwei Vögel über ihnen zu schweben, dann erkannten sie zwei Personen in bodenlangen Umhängen, die Gesichter unter Kapuzen verborgen, die zwischen Markward und dem Kaiser landeten, die Rücken Dagobert zugewandt. Durch die Wucht des Aufpralls gingen sie auf ein Knie nieder, stützten sich kurz mit je einer Hand ab. Als sie aufrecht standen, lagen in ihren Händen jeweils Messer.

„Assassinen!“

Der schlecht unterdrückte Ausruf des Bischofs von Pavero, der sich an diese Kleidung nur zu gut und mit gewisser Furcht erinnerte, genügte, um die gesamte Halle erneut erstarren zu lassen. Assassinen? Was war ihr Auftrag? Oder eher: wer?

Fast die gesamte Halle erstarrte. Michel und das Kaiserpaar blickten blitzschnell zu Sarifa, die überrascht, aber durchaus erfreut schien, was die anderen Drei erleichterte, auch, wenn sie nicht ganz erkennen konnten, was eine Verstärkung von zwei Personen ausrichten könnte, geheimnisvolles Kämpfervolk hin oder her.

Als sie wieder zurück sahen, entdeckten sie jedoch den wahren Grund für die gewisse Zufriedenheit der Assassine: die Zwei waren nur die Ablenkung gewesen, die Vorhut. Aus den kleinen Fensteröffnungen oberhalb der Säulen hatten sich in den Schrecksekunden Andere abgeseilt, Während die ersten Beiden zu den Übrigen zurückwichen, baute sich ein Halbkreis aus schweigenden, gleichförmigen Gestalten um den Kaiser und seine Familie auf. Wenn Michel hätte wetten sollen, so hätte er geschworen, dass die ersten Zwei die ältesten Brüder seiner Partnerin gewesen waren, Amir und Shahin. Er kannte auch die Stimme des Vermummten in der Mitte, der den Kopf drehte und den Kaiser ansprach:

„Auch ein schwerer Kampf kann gewonnen werden. Doch werden wir nie gegen eines unserer Familienmitglieder oder dessen Partner vorgehen.“ Er wusste nicht, was hier geschehen war, wollte jedoch Sarifa sichern - und Michel. Das hatte Vorrang sogar vor dem Schutz des Kaisers.

„Das ist auch nicht notwendig, Herr der Assassinen,“ erwiderte Dagobert ein wenig mühsam: „Ich möchte Euch jedoch um Schutz für meine Kaiserin und meinen Thronfolger bitten. Michel de la Montagne, mein Neffe, ist seit fünf Minuten mein Erbe.“

Onkel Moussa nickte nur. Ein Wort in einer unbekanntenen Sprache genügte, dass sich der Halbkreis etwas erweiterte. Die Umhänge rauschten ein wenig, aber das war der einzige Laut in der Halle, als die Assassinen die Hände in die weiten Ärmel steckten. Jedem Anwesenden war klar, dass dies nicht die Haltung von meditierenden Mönchen war, sondern die von Berufskriegern.

Markward war instinktiv einige Schritte zurückgewichen, als die beiden Unbekannten nur zwei Meter vor ihm gelandet waren, und suchte nun den Blick Konstantins, der allerdings etwas schockiert schien. So meinte der Kaisersohn ein wenig fahrig: „Ich kann nicht glauben, dass es euch wirklich gibt. Ich hörte außerdem noch nie davon, dass Assassinen für den Kaiser arbeiten.“

In der Antwort Shahins lag ein amüsiertes Lächeln: „Das könnte daran liegen, weil uns der Kaiser nur ruft, wenn gut nicht gut genug ist.“

Er hatte sie gerufen, dachten Konstantin, Markward, aber auch Dagobert gleichzeitig irritiert, ehe letzterer einen langen Blick auf die Leibwächterin seiner Gemahlin warf.

Michel entkam ein leises Lächeln. Wie hatte Markward vorher behauptet? Seine Männer seien böse Jungs? Nun, was machte der jetzt, wenn die WIRKLICH bösen Jungs da waren? Er versuchte zu erraten, wer was war. Shahin hatte er an der Stimme erkannt, also würde auch Amir dabei sein, Onkel Moussa, wohl auch weitere von Sarifas Brüdern. Agrar, vielleicht, aber auch andere. Er zählte vierzig Assassinen – noch immer zahlenmäßig unterlegen, aber zehn Mann konnten ausgeglichen werden, wenn auf der anderen Seite eine gewisse Furcht mitspielte, und sich der Eine oder Andere doch überlegte, ob es wirklich die Bezahlung wert war, sich gegen derartige Experten in der Kunst des Tötens zu stellen. Woher auch immer sie gekommen waren, was auch immer seine Partnerin da gemacht hatte, er war froh darum. Oder war es gar nicht

Sarifa gewesen, sondern waren sie seinetwegen nach Paradisa gekommen? Immerhin gab es da eine Kriegserklärung....

Dennoch. Er straffte sich. Hier waren zu viele Unbewaffnete anwesend, zu viele Geiseln für Konstantin, Markward und Kumpanen. Und letztendlich auch die Kaiserin und der Kaiser.

So meinte er langsam: „Da der werthe Bischof noch ein wenig in Erinnerung zu schwelgen scheint....Was hältst du davon, Markward, wenn wir die Sache unter uns regeln?“

„Nein!“ flüsterte Dagobert. Das war das Duell, vor dem sich er und Uther seit Monaten gefürchtet hatten, als klar wurde, wie diese beiden zueinander standen. Aber natürlich – brach ein Kampf aus, ein Tumult, so waren die Unbewaffneten Geiseln, auch ein Hindernis für die Assassinen. Es war logisch – er wollte jedoch nicht seinen Sohn sterben sehen, allerdings auch nicht seinen bestmöglichen Thronfolger verlieren. „Sei kein Narr“, ermahnte er sich in Gedanken. „Du hattest zuvor schon den Auftrag gegeben deinen Ältesten umzubringen, wenn alles schief geht.“

Über Markwards Gesicht glitt derweil ein Lächeln: „Oh, komm, Michel....Du hast einen Degen in der Hand, aber du hältst ihn eher wie einen Gehstock. Das Duell wäre schnell beendet. Aber gut, warum nicht. Noch immer wegen Pavero wütend auf mich?“ Er sah beiseite: „Gib mir deinen Degen,“ befahl er einem Mann.

„Nicht wütend.“ Michel drückte seine erbeutete Fechtwaffe dem Assassinen vor ihm in die Hand, der sich zu ihm umdrehte, ehe er das geschmückte Wams auszog. „Jedes Mal, wenn ich dich reden höre oder sehe, verspüre ich das Bedürfnis mich zu waschen.“

„Da sind wir ja schon zu zweit.“ Auch Markward zog das höfische Wams aus. Nur mit dem weißen Hemd bekleidet war es leichter zu kämpfen.

Dann nahmen beide ihre Degen und Michel ging durch die Phalanx der Assassinen auf seinen Gegner zu, der sich in die Mitte der Halle stellte. In diesen Vorbereitungen lag allerdings ein Ingrim, ein Hass, der alle im Raum schweigend und regungslos ließ.

Dennoch hielt es Fürst Moussa für notwendig laut zu sagen: „Keine Einmischung von einer Seite.“

Der Hauptmann nickte nur. Wozu einen Kampf mit ungewissem Ausgang vom Zaun brechen, wenn die beiden potentiellen Thronfolger so wild entschlossen waren sich gegenseitig umzubringen?

Die Duellanten standen sich für einen Moment gegenüber, ehe sie, wie es der Brauch verlangte, die Degenspitzen in einer Art Gruß gegeneinander klingen ließen.

In diesem Moment begriff Michel, dass er sich geirrt hatte. Markward war kein Anfänger – und er hatte es vergessen. Ebenso wie er selbst waren die Kaisersöhne durch die Knappenschule und dann die Ausbildung der Leibwachen gegangen. Das, was er selbst ihm an Erfahrung voraus hatte, mochte der Jüngere durch Kraft oder Schnelligkeit ausgleichen.

Das würde kein einfacher Kampf werden.

**

Hand hoch: wer außer Michel hatte noch vergessen, welche Ausbildung Markward bekam?

